

dern zu erkennen sind, sind so groß wie Moni und Pit, die beiden kleinsten „Flaschengeister“. Prächtig gekleidete Soldaten mit eisigem Blick und hämischem Gesichtsausdruck sind auf manchen der Bilder zu sehen. Auf anderen wieder traurig dreinschauende Leute und weinende Frauen mit Kindern auf dem Arm. Und immer wieder steht einer im Mittelpunkt der 14 Bilder: Jesus. Er schleppt ein riesiges Holzkreuz auf den Schultern. Zwei der Bilder zeigen, wie er unter der Last des Kreuzes zusammenbricht. Jesu Gesicht ist voller Schweiß und Schmutz. Seine Augen springen aus den Augenhöhlen hervor, sie haben einen stieren Blick. – Schließlich geraten wir an das brutalste Bild: es zeigt Jesus auf dem Kreuz liegend. Mit gierigen Blicken setzen ihm die Soldaten auf Hände und Füße spitze lange Nägel und treiben sie mit gewaltigen Hämmern durch die Glieder ins Holz. Jesu Blick ist schmerzverzerrt. Seine Haut blaß und blutüberströmt. – Die „Flaschengeister“ umringen betroffen dieses grausame Bild. Keines der Kinder bringt ein Wort über die Lippen. Sie schauen auf dieses Bild. Auf der einen Seite die Soldaten. Die Freude und Lust über ihr mörderisches Tun sind ihnen ins Gesicht geschrieben. Auf der anderen Seite ihr hilfloses Opfer, Jesus. Vor Schmerz scheint er wahnsinnig zu werden. Was in den Soldaten vorgeht, jetzt, wo sie Jesus brutal zu Leibe rücken – das Bild zeigt es ebenso wie Jesu Schmerzen und Qualen. Nach und nach finden die „Flaschengeister“ wieder Worte. Sie wenden sich von dem Bild ab und erinnern sich an die zahllosen Bilder und Geschichten, die sie schon gesehen und gehört hatten. Sie erinnern sich an Bilder und Geschichten, in denen Mörder und Opfer, Gewalttäter und Leidende vorkommen. Geschichten aus der Zeitung. Geschichten aus dem Fernsehen. Geschichten aus dem Alltag.

Predigt

Franz Georg Friemel

Predigt am Fest des hl. Martin in einer Martinspfarrei

Liebe Christen der Martinigemeinde!

Wenn eine neue Kirche gebaut wird, fragt man die Gemeinde um ihre Meinung zu dem Patron. Sie soll ein Mitspracherecht haben. Sie soll einen Heiligen vorschlagen, zu dem sie eine besondere Beziehung hat, der ihr etwas bedeutet.

Was aber macht man in der nächsten Generation nach dem Bau der Kirche? Was macht man viele Jahre, ja Jahrhunderte später? Was macht die Pfarrei Martini, die ihren Patron von der Vergangenheit vorgesetzt bekommt, die an der Wahl früherer Generationen nichts mehr ändern kann, die mit aller Selbstverständlichkeit seit Jahrhunderten die Martinigemeinde ist?

Das Patronatsfest ist eine Möglichkeit, daß die nachwachsende Generation in eine innere Beziehung zum Pfarrpatron kommt. Eine Predigt am Martinstag in Martini hat meines Erachtens vor allem diesen Sinn: den hl. Martin vor Tours, der im 4. Jahrhundert gelebt hat, mit der Gemeinde, die seinen Namen trägt, die am Ende des 20. Jahrhunderts lebt, in Verbindung zu bringen. Das will ich – so gut ich kann – in fünf Abschnitten versuchen.

1. Martin ist ein Kind aus dem Heerlager. Sein Vater hat sich vom Söldner zum Tribunen hochgedient. Das Milieu, in dem er aufwuchs, ist Krieg und Lagerleben, Wache und Ausführung von Befehlen; er zieht mit dem Vater durch die Welt, wohin der Kaiser und seine Generale rufen. In dieser Atmosphäre wächst Martin auf. Er stammt aus Ungarn, dann treffen wir ihn in Pavia, dann wiederum in Gallien. Das Soldatenleben prägt ihn, militärische Unruhe läßt ihn durch ganz Europa ziehen. Er hat vielleicht verschiedene vertraute Orte in der Welt, aber keine Heimat. Das ist die Jugend eines Heiligen.

„So etwas wird nie ein Christ“, sagen wir – jedenfalls in dem Sinn, wie wir uns einen

Christen denken: brav, konventionell, bürgerlich behütet und berechenbar.

Gott denkt anders, wenn er ruft. Er wendet sich an die „Unmöglichen“. Es wäre nicht schlecht, wenn wir die „unmöglichen“ Menschen in unserer Gesellschaft auch als „mögliche“ Christen betrachteten. Unser Verhältnis zu ihnen wäre anders.

2. Wir kennen alle die Legende von der Teilung des Mantels. Wir dürfen dabei den zweiten Teil nicht vergessen; Christus in der Begleitung von Engeln erscheint Martin des Nachts mit einem halben Mantel bekleidet. Er spricht zu den Engeln: „Martinus – noch Katechumene – hat mich mit diesem Mantel bekleidet.“

Die Mantelteilung ist eine relativ kleine Tat, eine gute, eine selbstlose Tat gewiß, aber eben nicht weltbewegend, eine Tat im Alltagsmaßstab, sozusagen die gute Tat der Pfadfinder, die verpflichtet sind, täglich etwas Gutes zu tun. Eine solche Tat hat eine solche Tiefendimension, hat eine solche Folge, sie zählt vor und für Christus und ist bedeutend für die Ewigkeit. Setzen wir statt der Mantelteilung etwas anderes ein: Güte zu einem Behinderten, Hilfe bei dem Seniorenkaffee heute nachmittag, ein Wort der Versöhnung zu einem nahestehenden Menschen, mit dem wir uns verkracht haben, ein Trostwort, eine tatkräftige Hilfe bei einem Umzug, bei einem Bau, bei einem Todesfall – das alles sind kleine, alltägliche gute Taten. Wenn die Martinslegende stimmt – ich meine nicht historisch, sondern innerlich –, reichen sie in eine unheimliche Tiefe hinab oder bis in den Himmel hinauf: Martinus hat mich mit diesem Mantel bekleidet: Setzen Sie dann den eigenen Namen ein. Wer das spricht, ist Christus, der beim Gericht sagt: „Kommt, ihr Gesegneten meines Vaters.“

3. Martin gründete in Mailand ein kleines Kloster, ein Klösterchen, in einer Zeit und an einem Ort, da die meisten Menschen Arianer sind. Der Arianismus ist damals eine häretische Spielart des Christentums. Mitten unter den Andersdenkenden, mitten unter den Anti-Katholiken läßt Martin sich nieder. Später in Gallien tut er das gleiche, nur sind dort die Andersdenkenden keine Arianer, sondern halbe oder Dreiviertel-Heiden, Halb- und Viertel-Bekehrte, scheinbare

Christen, die aber in Wirklichkeit tief im Aberglauben stecken.

Martin unter den anderen: Er geht zu ihnen, er wohnt unter ihnen, er teilt seinen Gott, er teilt seinen Glauben.

Sind wir nicht in einer ähnlichen Situation? Wir wohnen unter den anderen, wir sind Christen unter den anderen, aber wir sind es oft mit Unruhe und Angst. Wir möchten uns verstecken. Die Statistik, wonach ein Katholik auf 15 Andersdenkende kommt, erschreckt uns. Wir fühlen uns allein.

Wir könnten von Martin lernen, unter den Andersdenkenden zu sein, in Ruhe und Gelassenheit, ohne Nervosität unseren Gott zu zeigen und unseren Glauben zu bekennen.

4. Martin weigert sich als Bischof, an der kaiserlichen Tafel zu erscheinen. Kaiser Maximus hatte Blutschuld auf sich geladen. Der Einladung folgen hätte bedeutet: ich billige das. Martin riskiert die kaiserliche Ungnade. Er möchte klare Verhältnisse. Er ist kein Hofbischof, der absegnet, was die Macht für gut findet. Er ist kein Mitläufer. Er folgt dem Gewissen und nicht den stärkeren Bataillonen. Wenn es nötig erscheint, kann er „nein“ sagen.

Wir Christen sind an sich Menschen des „Ja“. Christus ist das Ja Gottes zur Welt und zum Menschen. Dennoch kann es sein, daß der Einzelne manchmal „nein“ sagen muß, daß eine Gemeinde sich verweigert. Wir lassen uns nicht vor jeden Karren spannen, wir sind keine „nützlichen Idioten“, die man propagandistisch ausnützen kann. Christ sein, katholisch sein und kritisch sein gehört nicht nur als Stabreim zusammen. Kritisch denken ist leicht, kritisch handeln ist schwer. Es könnte in manchen Situationen – gebe Gott, daß sie selten sind – zu der Folgerung führen: bis hierhin und nicht weiter. Oder: Es ist nicht erlaubt. Oder: Ich kann das nicht mitmachen.

5. Am Ende seines Lebens ist Martin auf einer Visitationsreise; er versöhnt zerstrittene Christen. In Candes befällt ihn das tödliche Fieber. Mönche des Klosters, in dem er sich auf den Tod vorbereitet, jammern und klagen: „Vater, warum verläßt du uns?“ Sie glauben, ihn noch zu brauchen. Martin läßt den Himmel entscheiden. Er betet: „Herr, wenn ich deinem Volk noch nötig bin, ver-

weigere ich nicht Arbeit und Mühsal. Dein Wille geschehe.“ Schauen wir genau zu: Arbeit und Mühsal sind für Martin das irdische Leben, das, was eigentlich hinter ihm liegt, das, was er nun überwinden will. Sterben ist das, was er gerne erwartet und eigentlich herbeisehnt. Martin ist es nicht um das Sterben zu tun; aber er weiß, das ist der Weg, um bei Gott zu leben. Uns hingegen erscheint am Leben bleiben süß, sterben hingegen schlimm. Wir würden sagen: Egal was, egal wie, Hauptsache ist leben. Martin sagte nicht einfach: Egal was, egal wie, Hauptsache sterben – er läßt es in der Schwebelage, er bleibt gelassen, er fürchtet sich nicht zu sterben und weigert sich nicht zu leben. Es ist eine wunderbare Indifferenz. Der Wille Gottes soll den Ausschlag geben. Was geschieht, ist gut; Gott weiß, was er will, ich weiß es nicht.

Wir haben diese Ruhe, diese Indifferenz angesichts des Todes nicht. Aber wir können heute noch anfangen, den Willen Gottes als das Entscheidende zu betrachten. Ich sagte: anfangen. Ich meine: den Versuch machen. Es kann sein, daß wir es bis zu unserem Tode noch nicht geschafft haben, aber wir können mit der Fürsprache des hl. Martin anfangen.

Ich habe versucht, eine Beziehung herzustellen zwischen dem hl. Martin, der in der ausgehenden Antike lebte, und uns heutigen Menschen. Sankt Martin ist ein Heiliger für diese Gemeinde – das liegt nun einmal seit Jahrhunderten fest und wird am Sonntag nach dem 11. November gefeiert. Ich hätte meine Aufgabe dann gut gemacht, wenn es mir gelungen wäre, nicht nur die Pfarrei an den Patron zu erinnern, sondern auch eine Beziehung herzustellen zwischen dem Einzelnen, der in Erfurt im Jahre 1985 lebt, und diesem Bischof, diesem Abenteurer Christi, diesem Freund Gottes. Amen

Bücher

Christsein lernen in gemeinsamer Praxis von Gruppen

Norbert Mette, Voraussetzungen christlicher Elementarerziehung. Vorbereitende Studien zu einer Religionspädagogik des Kleinkindalters, Patmos Verlag, Düsseldorf 1983, 543 Seiten.

In seiner Habilitationsschrift wendet sich Norbert Mette dem in der Religionspädagogik leider vernachlässigten Problem der religiösen Erziehung im Kleinkindalter zu. Im Durchgang durch wesentliche sozialisationstheoretische Argumentationsstränge werden die Probleme religiöser Desozialisation und das Problem von Sozialisation und Religion unter den Entwicklungsbedingungen der Moderne erarbeitet. So werden die Religionskritik S. Freuds, der Ansatz von E. H. Erikson, die religionspsychologischen Ergebnisse A. Vergotes, der ökologisch orientierte Ansatz R. Oerters sowie der strukturalistische Ansatz J. Piagets und der entwicklungspsychologische Ansatz zum religiösen Bewußtsein von F. Oser auf die Fragestellung Mettes hin untersucht. Überlegungen zur Bedeutung von Religion und Glaube im Prozeß der Subjektwerdung führen zum Ergebnis: Christliche Elementarerziehung hat es grundlegend mit der Vermittlung der Erfahrung zu tun, unbedingt erwünscht und anerkannt zu sein (283). Grundvertrauen, positive Lebenseinstellung und prosoziales Empfinden sind die grundlegenden Intentionen für eine christliche Elementarerziehung. Diese Erfahrungsbereiche begünstigen eine religiöse Ansprechbarkeit, sie basieren vorrangig auf der Interaktion und haben mit der emotionalen und sozialen Handlungsfähigkeit des Kindes zu tun (301). Zu Gefährdungen und Fehlentwicklungen der Religiosität kommt es dann besonders leicht, „wenn zu stark die kognitive Dimension im Sinne eines sachhaft objektiven Verständnisses der Wirklichkeit akzentuiert wird“ (301f). Kindliche Religiosität ist nicht ein kognitiver Bewußtseinszustand, sondern vielmehr als reale Beziehung konkret und